ES LÄNGT

110-mal war unser Autor auf seiner geliebten Alphütte im Berner Oberland. Ein letztes Mal hat er sie noch besucht: um sich von ihr zu verabschieden.

VON
MATHIAS PLÜSS

Ich sitze auf dem Bänkli am schönsten Ort der Welt, und mir blutet das Herz. Die Sonne ist verschwunden, aber die alten Balken der Hütte wärmen mir den Rücken. Vor mir der Brunnen, links der Bach, auf dem Tannenspitz die unermüdliche Singdrossel. Wie ich diese monotone Geräuschkulisse liebe! Die absolute Gewissheit, dass niemand auftauchen, niemand anrufen, niemand etwas von mir wollen kann. Die Polen kennen für solche Momente den Ausdruck «heilige Ruhe». Wieder und wieder frage ich mich: Muss es wirklich sein? Wir wollen diesen Ort aufgeben, ich bin zum letzten Mal hier.

Meine Freundin und ich hatten uns gleich in die 1760 erbaute Hütte verliebt, als wir sie im Hitzesommer 2003 besichtigten. Selbst bei dreissig Grad war es drinnen im Stübli angenehm kühl. Auch die Lage ist ziemlich einmalig: Zwar steht das Hüttli auf der Schattseite, aber an einem Gegenhang, sodass auch im Winter oft die Sonne scheint. Überdies schützt der Hang vor der brutal befahrenen Simmentalstrasse und schirmt, was sich ebenfalls als Vorteil erwies, vom Handynetz fast vollständig ab.

Das Gefühl, ein Mensch zu sein

Ich bin ein Kopfarbeiter und würde als Selbstversorger innert kürzester Zeit verhungern. Dennoch fühlt sich das Leben hier oben echter an – vielleicht ist das sogar der Grund, warum es mich immer wieder hergezogen hat. Auf der Hütte sind Körper und Sinne gefragt; man glaubt zu spüren, was Menschsein ursprünglich bedeutete. Obwohl mit zwei linken Händen ausgestattet, habe ich hier gelernt, eine Motorsäge zu bedienen, den vereisten Brunnen mit der Axt aufzupickeln oder Steine mit Nassschleifpapier in Schmuckstücke zu verwandeln. Und festgestellt, dass mir das Freude bereitet.

Manches erlebt man tatsächlich intensiver: krachende Gewitter, den unglaublich hellen Sternenhimmel, das Brunnenwasser im Gesicht. Anderes nimmt man nur darum intensiver wahr, weil man eine andere Einstellung dazu entwickelt: Die Wärme wirkt wohliger, wenn man das Holz selber gespaltet hat; das im Rucksack hochgeschleppte Bier schmeckt besser – nicht nur, weil der Durst grösser ist. Der amerikanische Philosoph Matthew Crawford schreibt in seinem Buch «Ich schraube, also bin

ich», dass sich gar die Banknoten in seinem Hosensack anders anfühlten, nachdem er begonnen hatte, sein Geld als Motorradmechaniker statt als Intellektueller zu verdienen.

Das Hüttenleben ist nicht jedermanns Sache. Manche machen sich einen Spass daraus, sich nackt mit Schnee einzureiben oder draussen auf dem Bänkli zu übernachten. Andere reagieren panisch nur schon beim Gedanken an ein ungeheiztes Massenlager oder eine vorbeihuschende Maus. Ein guter Indikator ist die oft gehörte Frage: «Hast du denn keine Angst da oben?» Wer so fragt, wird erfahrungsgemäss auch mit dem Trockenklo und der Katzenwäsche seine Mühe haben.

Mir hat der Komfortverzicht nie etwas ausgemacht, ja, ich habe ihn gar nie als solchen empfunden. Einen Kühlschrank braucht man auf 1400 Metern nicht, Fondue funktioniert genauso gut mit Kerzen, und die meisten Leute können ungeduscht ein paar Tage die gleichen Kleider tragen, ohne beziehungsgefährdende Düfte abzusondern.

Nein, ich habe keine Angst. Im Gegenteil, es gibt keinen Ort, wo ich mich so wenig fürchte wie hier.

Garantiert ablenkungsfrei

Es gehört zum Wahnsinn der Gegenwart, dass wir uns nicht anstrengen müssen, um Dinge zu ergattern, sondern um sie fernzuhalten. Im Alltag hat das mobile Internet längst die letzten Lücken geschlossen, in denen man hätte Gefahr laufen können, so etwas wie Musse zu verspüren. Die Freiheit muss stets aufs Neue erkämpft werden: Nirgendwo hat mir dieser Satz so eingeleuchtet wie hier. Ertrotzt, errungen, erklommen – durch drei Stunden Aufstieg, notfalls im tiefen Schnee.

Dann sitzt man da und kommt auf Ideen. Die man auch zu Hause haben könnte. Aber dort eben nicht hat. Man beginnt, Schneeflocken zu fotografieren. Strickt einen Pulli. Hört ein Hörspiel (es lebe das Analogradio, solange es noch existiert!). Backt im Holzofen Pizza. Liest einander Gespenstergeschichten vor (Edgar Allan Poe!). Singt ein Lied, spielt ein Spiel. Noch frivoler: Schreibt ein Lied, erfindet ein Spiel. Eine anspruchsvolle Variante von Würfelscrabble: Mit den dreizehn Buchstaben nicht nur Wörter bilden, sondern eine Geschichte erzählen (*Pein per Wurmei*!). Das tönt jetzt vielleicht angestrengt kreativ. Letztlich spielt es gar keine Rolle, was man tut: Weil die Dauerberieselung fehlt, fühlt es sich existenzieller an. Das kann sich auch erfrischend auf Beziehungen auswirken. Eine Freundin ist extra auf die Hütte gefahren, um die Bindung zu ihrem Sohn zu stärken.

Schlafen!

Das grösste Geschenk der Hütte an ihre Besucher ist der tiefe Schlaf: Er allein ist die halbe Miete wert. Die Anstrengung und das fehlende künstliche Licht tragen dazu bei, dass einem oft schon um neun Uhr die Augen zufallen. Zehn, elf Stunden Schlaf am Stück sind keine Seltenheit; mein Rekord liegt bei dreizehneinhalb Stunden. Erst in solchen Momenten erfasst man, wie sich wahre Ausgeschlafenheit anfühlt. Eine Freundin schrieb ins Gästebuch: «Heute haben wir – wie seit Jahren nicht mehr – einfach bis Mittag auf den Matratzen gelegen und weitergeträumt.»

Oft geht das Zeitgefühl völlig verloren. Er habe hier «drei Tage ausserhalb der Zeit» gelebt, sagte mir ein Besucher. Einmal schlief ich oben im Massenlager, eine Bekannte unten im Stübchen. Ich war schon eine Weile wach, aber erst um elf Uhr getraute ich mich hinunterzugehen. Die Kollegin schaute mich voller Empörung an: «Spinnst du? Es ist erst sieben!» Es stellte sich heraus, dass ihre Uhr ausgerechnet an diesem Morgen stehen geblieben war.

Warum ist der Schlaf im Flachland niemals so erholsam – auch dann nicht, wenn man ausschlafen könnte? Ich habe eine Erklärung, die ich «Theorie der Mikroimmissionen» nenne: Eine Wohnung mag noch so gut isoliert sein, es dringen doch immer Geräusche hinein und gemahnen den Schläfer an die Pflichten des Tages. Das anschwellende Rauschen der Autobahn, die Schublade der Nachbarin, ein ferner Hahnenschrei. Hat sich genug Nervosität angesammelt, wachen wir auf. Auf der Hütte fehlt der Mikrolärm völlig. Diese absolute Stille lässt sich mit der gedämpften Ruhe zu Hause nicht vergleichen.

Wenn man so lange schläft, sind die Tage kurz. Ein Tagwerk kann daraus bestehen, anderthalb Stunden in den nächsten Gasthof zu wandern, dort einen hausgemachten Nussgipfel zu verspeisen und wieder zurückzuspazieren. Oder auf der immer gleichen Tour die Pilzplätze abzuklappern, die Röhrlinge an der Sonne zu trocknen und die Eierschwämme einzumachen. Oder mit Langlaufskiern auf das Bergsträsschen vorzustechen, um zu schlitteln.

Ein etwas grösseres Unterfangen ist der Aufstieg zum nächsten Gipfel: Drei Stunden muss man rechnen – je nach Tempo auch deutlich mehr. Längst habe ich aufgehört, beim Wandern auf die Uhr zu schauen. Es gibt so viel zu sehen! Tierspuren, Wolkengesichter, Bergpanoramen, Alpenvögel. Blumen mit wunderlichen Namen wie Ohnsporn, Katzenpfötchen, Waldvöglein oder Straussblütige Glockenblume. Botanischer Höhepunkt ist die trockene Südflanke des Gipfels mit ihrem sogenannten Haarstrang-Laserkraut-Rasen, den Fachleute wegen seines Artenreichtums als «Juwel der westlichen Voralpen» bezeichnen.

Chéesli und Chées

Zu meinen liebsten Erinnerungen gehören die Besuche bei Res und Anni auf der Nachbarsalp. Solange es von den Hygieneämtern nicht verboten wird, käsen sie auf offenem Holzfeuer, und ich bin überzeugt, dass dies das Geheimnis hinter dem unvergleichlichen Geschmack ist. Res isst zu jeder Mahlzeit von seinem eigenen Käse, mindestens zwei Kilo wöchentlich.

Allein, das Geschäft läuft nicht. Die Vermarktung ist nicht die Stärke der beiden: Der Alpkäse hat nicht einmal einen Namen, und der Greyerzer – der beste, von dem ich je gekostet habe – darf nicht Greyerzer heissen, weil die Bezeichnung geschützt ist und wir uns in der falschen Region befinden. Umso freudiger decken wir uns ein, kaufen einen Laib von sieben oder acht Kilo, *es Chéesli*, das lässt sich gut tragen. Oder zehn Kilo, *e Chées*, der geht auch noch in den Rucksack.

Am Tisch vor dem Haus höckeln wir uns für eine Weile hin. Tauschen unsere Steinpilze gegen ihre Alpbutter. Res berichtet, wie es war, als sie noch im Freiburgischen z'Alp gingen: Da hatten sie eine Besenbeiz, viel Betrieb, einmal habe ihm ein enthusiastischer Amerikaner einen Melkstuhl für hundert Dollar abgekauft. Anni serviert Kaffee mit Härdöpfeler und zweierlei Nidel. Wenn die beiden einmal nicht da sind, stehen

die Thermoskanne und die Schnapsguttere für Besucher auf dem Tisch.

Ungebetene Gäste

So eine Hütte, lernte ich mit der Zeit, hat man nie für sich allein. Beständige Begleiter sind die Mäuse. Rasch begriff ich, dass man hier keine Lebensmittel herumliegen lassen darf, wobei zu den Lebensmitteln auch ein Abwaschschwamm zählt, an dem noch eine halbe Kalorie klebt. Einmal machten wir den Fehler, abends eine leere Büchse in der Küche liegen zu lassen. Die Mäuse bestraften uns, indem sie diese die halbe Nacht auf dem Boden scheppernd hin- und herschubsten.

Schliesslich gelang es ihnen, in den Küchenschrank einzudringen. Wir bemerkten es zuerst am Kot und dann an den beiden Mäuseleichen, die wir in einer vollen Flasche Himbeersirup fanden. Dieser Vorfall gibt mir bis heute Rätsel auf. In seiner Zuckergier muss das Mäuseduo auf die stehende Petflasche geklettert sein und sie irgendwie aufbekommen haben, um sich dann durch den Hals in die klebrige Flüssigkeit zu stürzen, wo es einen raschen, aber wenigstens süssen Tod fand. Auch wenn es nicht gut ausgegangen ist: Vor dieser Leistung habe ich Respekt. Den Küchenschrank überliessen wir den Mäusen in der Folge kampflos – Lebensmittel lagern wir seither in der Stube.

Ein anderer hartnäckiger Mitbewohner ist der Dachs: Er dürfte mittlerweile die halbe Hütte unterhöhlt haben. Man sieht ihn nie persönlich, aber er hinterlässt seine Spuren. Eines Tages entdeckte ich im Stall, der an die Hütte grenzt, einen vielleicht anderthalb Kubikmeter grossen Haufen aus Schutt und Erde. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, dass der Dachs seinen Frühlingsputz abgehalten, sprich: seine Gänge von allem Dreck befreit hatte.

Ich rief Hansueli an, den damaligen Besitzer der Alp. Er kam und räumte fluchend auf: «Das zahlt mir wieder niemand!» – eine der seltenen Lücken im landwirtschaftlichen Subventionssystem. Hansueli rächte sich, indem er den Haupteingang der Dachshöhle zubetonierte. Natürlich grub sich das Tier in kürzester Zeit einen neuen Zugang. Schliesslich engagierte Hansueli einen Jäger, der den Dachs in einer Nacht-und-Nebel-Aktion erschoss. Aber auch das war noch nicht das Ende, denn die Jungtiere überlebten. Diesen Winter schliesslich zog eine Fuchsfamilie in einen Teil des Dachsbaus ein. Seither wissen wir die Dachse mit ihrer zentralisierten Müllentsorgung zu schätzen. Denn die Füchse markieren die ganze Umgebung mit ihrem Kot und urinieren nachts auf unsere Schneemänner.

Auch mit menschlichem Littering hatten wir zu kämpfen. In einem der ersten Sommer drangen Unbekannte in die Hütte ein. War da jemand auf der Suche nach einem Liebesnest? Unsere romantischen Gefühlen verflogen rasch, als wir entdeckten, dass die Gasflasche leer war und im Massenlager gebrauchte Tampons herumlagen. Im Stübli stand ein Harass mit leeren Flaschen – die Eindringlinge waren also mit dem Auto gekommen. Nach dem dritten Einbruch brachten wir ein Bügelschloss an. Wir fanden nie heraus, wer der ungebetene Besuch gewesen war. Aber es müssen Einheimische gewesen sein: Um die Hütte zu finden, braucht man Ortskenntnisse, und ein Auswärtiger fiele rasch auf, wenn er hier oben rumkurvte.

Herti Gringe

Der etwas spezielle Menschenschlag im Simmental hat dazu beigetragen, unseren Abgang zu beschleunigen. Der Hauptgrund ist jedoch ein anderer: Wir haben es schlicht gesehen hier oben. Dass ich längst alle Pilzstellen der Umgebung kenne, ist gewiss ein Vorteil. Mittlerweile kommen mir aber sogar die Schneeflecken bekannt vor, die sich bei der Schmelze im Frühling bilden: Hallo, Teufelsgesicht hinter dem Brunnen – salut, Geisslein am Gegenhang! Ich habe Lust auf etwas Neues.

Ich bin selber halber Berner und kam ohne Vorurteile hier an. Die Einheimischen machen es einem jedoch nicht leicht, das Klischee vom harten Oberländer Schädel zu vergessen. Der Singsang der Sprache suggeriert Sanftheit, aber der Simmentaler agiert durchaus unzimperlich. *We d Chatz Hendschen ande hetti, su füengi si kiner Müüs*, lautet ein hiesiges Sprichwort.

Das hat auch Vorteile. Die Leute sind unkompliziert, kennen kein falsches Lächeln – ein Handschlag gilt so viel wie eine Unterschrift. Einen Mietvertrag hatten wir nie. Auch erlebten wir einen schönen Fall von Hilfsbereitschaft: Als wir am Berg einen medizinischen Notfall hatten, war im Nu der Bekannte eines Bekannten zur Stelle, um uns im dichten Schneegestöber mit einem schweren 4x4-Gefährt zum nächsten Arzt zu chauffieren. Doch im Allgemeinen sind die Talbewohner nicht für ihre Herzlichkeit bekannt.

Den über Jahre eskalierenden Nachbarschaftsstreit im nächsten Weiler nahmen wir noch belustigt zur Kenntnis. Er wird bis heute über immer neue Schilder ausgetragen: «Wir bitten höflichst, diese Sauerei aufzuräumen!», steht da etwa, mit einem Pfeil zum Nachbarhaus. Nicht mehr so lustig fanden wir, als zwei cholerische Älpler unsere ausländischen Gäste grundlos anschrien. Der Typus des griesgrämigen Berglers, den man eher in Gotthelfs Zeit ansiedeln würde, ist hier jedenfalls noch nicht ausgestorben. Das Abweisende äussert sich auch in einer hohen Dichte schwer zu bezwingender Stacheldrähte, die nicht selten sogar über offizielle Wanderwege gezogen werden.

Man meint, die harte Arbeit an der Bergluft schweisse die Leute zusammen. Das Gegenteil ist wahr: Man gönnt sich nichts. Res und Anni sind emotional verdorrt hier oben. Sie krampften zu Hungerlöhnen, bekamen vom Käseinspektor zwanzig von zwanzig möglichen Punkten, ernteten aber von der Bauernkorporation, bei der sie angestellt waren, nur Missgunst. Im Herbst warfen sie das Handtuch. Obwohl selber Oberländer, käsen sie nun wieder im Freiburgischen, dort gehe es menschlicher zu. Für uns war ihr Abgang ein harter Schlag.

Dölf übernimmt

Der ehemalige Hüttenbesitzer Hansueli war eigentlich ein netter Kerl. Aber auch er hat seine Schale nie abgeworfen. Ein einziges Mal haben wir ihn ansatzweise aufgewühlt erlebt: Esoteriker hatten bei einer nahen Tanne zwei Osterglocken gepflanzt und Kerzen angezündet. Hansueli zog daraus den Schluss, uns sei ein Unglück zugestossen, und war froh, uns lebendig an der Hütte anzutreffen. Aber nicht einmal in dieser Situation gelang es mir, ihn zu einem Bier zu überreden.

Hansueli hatte zwei Söhne, scheue Buben mit roten Backen. Bloss im Umgang mit den Kühen waren die beiden unerschrocken. Wenn der Kleine eine einfangen sollte, sagte er selbstbewusst:

I gaa sa ga rééche. In solchen Momenten stellte ich mir vor, wie sich die beiden einmal um den Hof streiten würden.

Doch daraus wurde nichts. Eines Tages stand ein fremder Mann vor der Tür und verkündete, er sei der neue Besitzer: Dölf. Offenbar war Hansueli das Bauern schon lange verleidet, und er hatte Hof samt Hütte verkauft, ohne uns ein Sterbenswörtchen zu sagen. Auch Dölf erwies sich nicht als grosser Kommunikator, um es vorsichtig auszudrücken. Als eine der ersten Massnahmen entfernte er das Gartentor. Seither hat der Elektrozaun, der die Hütte im Sommer vor allzu neugierigen Kühen schützt, keine Lücke mehr.

Wohlgemerkt: Ich habe nichts gegen Kühe – vielmehr halte ich sie für bewundernswerte Tiere. Es ist für mich selbstverständlich, dass sie auf der Alp Vorrang geniessen, ja, dass die Hütte ihre Daseinsberechtigung allein den Kühen verdankt. Aber wenn ich mir jedes Mal einen Stromschlag hole, wenn ich zum Brunnen oder aufs Klo will, dann ist auch für mich die Grenze der Komfortzone erreicht.

Das Ende der Heldentanne

Als wir vorletzten Sommer auf die Hütte kamen, staunten wir, dass keine Kühe da waren und das Gras sehr hoch stand. Von Res erfuhren wir, was passiert war. Offenbar hatte Dölf staatliche Biodiversitätssubventionen eingestrichen, während er sich in Wahrheit keinen Deut um die Umwelt scherte. Es gilt als offenes Geheimnis, dass der Kontrolleur selten bis in die hintersten Krächen kommt. Jemand muss Dölf verpfiffen haben. Seither hält er sich an die Vorschriften: nicht vor dem 15. Juli mähen, Kühe erst im Herbst weiden lassen.

Die Anekdote ist symptomatisch für das, was vielerorts in der Schweiz geschieht. Bei aller Rede von Ökologie frisst sich die Intensivlandwirtschaft immer weiter den Berg hinauf. Die Maschinisierung schreitet voran, Strassen werden geteert, Moore entwässert, Hecken verschwinden. Wir haben einen Bauern gesehen, der seine steile Matte mit einem Motorbläser von Laub befreite, und auf einem abgelegenen Grat auf 1700 Metern wurde gegüllt – am einzigen Ort weit und breit, wo die empfindliche Holunderorchis wächst.

Ich sitze auf meinem Bänkli und denke: Ja, es muss sein. Denn heilige Ruhe herrscht hier nur im Winterhalbjahr. Bald kriecht die Zivilisation wieder aus dem Tal herauf und beglückt auch diese Gegend mit ihren Makro- und Mikroemissionen.

Den finalen Stoss hat mir eine Aktion im letzten Herbst versetzt: Die Bauernkorporation fällte auf der Nachbarsalp sämtliche grosse Einzeltannen. Darunter meine Heldentanne, die zuverlässig auch dann noch Steinpilze hervorbrachte, wenn sonst nirgendwo etwas zu holen war. Ich habe ein gewisses Verständnis dafür, wenn ein Bauer auf einem Acker einen Baum umtut, weil der seinem Traktor im Weg steht. Aber auf einer steilen, moorigen Bergweide, wo das Vieh im Sommer froh wäre um ein wenig Schatten?

Nein, es muss sein. Simmental, es war schön, trotz allem. Aber jetzt bin ich definitiv reif für etwas Neues. DM

MATHIAS PLÜSS schreibt regelmässig für «Das Magazin»;
mathias.pluess@bluewin.ch

Geben Sie Ihrem Look den perfekten Rahmen.

«Eine Brille ist erst perfekt, wenn Sie damit nicht nur gut sehen, sondern auch gut aussehen!» Für Cornelia Kaufholz, leidenschaftliche Augenoptikerin und Fashionista, ist die perfekte Brille auch ein modisches Statement. Mit dem geübten Auge für neue Trends und dem untrüglichen Sinn für Stil zeigt Sie Ihnen gerne, wie Sie perfekt sehen und dabei gut aussehen.

Bei Kochoptik dreht sich alles um Ihre Sicht der Dinge. Aufgrund einer sorgfältigen Sehanalyse finden wir für Sie die Brille, die perfekt auf Ihre Sehanforderungen zugeschnitten ist. Von den individuellsten Brillengläsern aller Zeiten bis zur grossen Auswahl an stilvollen Fassungen. Gerne beraten wir Sie persönlich. Vereinbaren Sie gleich einen Termin – selbstverständlich auch online.

KOCH® OPTIK
MEINE SEHLÖSUNG

www.kochoptik.ch
Gratisnummer 0800 33 33 10